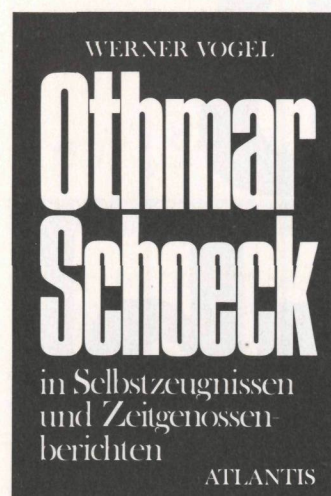




Werner Vogel:
Othmar Schoeck, Leben und Schaffen im Spiegel von Selbstzeugnissen und Zeitgenossenberichten.

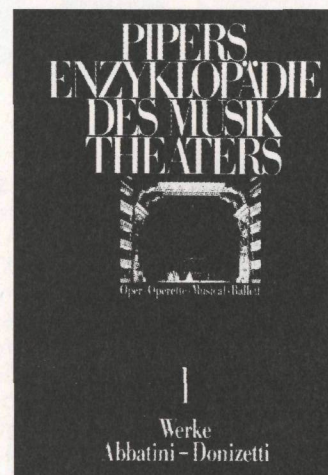
Atlantis Musikbuch-Verlag,
Zürich 1986,
367 S., 35 z. T. vierfarbige
Abb., 38 DM

■ Werner Vogel, der Herausgeber des thematischen Verzeichnisses der Werke Othmar Schoecks hat bereits im Jahr 1965 im Züricher Atlantis-Musikbuchverlag Tagebuchaufzeichnungen seiner Gespräche mit dem Schweizer Komponisten herausgegeben. Zum Doppelanlaß des 100. Geburtstages (1986) und 30. Todestages (1987), auch für mehrere Schallplattenfirmen Grund zu Erstveröffentlichungen von Werken Othmar Schoecks, hat Vogel seine Aufzeichnungen nun um Briefe Schoecks und um Dokumente anderer Zeitgenossen erweitert und damit eine umfassende Schoeck-Biographie und zugleich ein höchst abwechslungsreiches Bild des letzten schweizerischen Spätromantikers geschaffen. Es entstand eine chronologisch aufgebaute und anhand der Werke gegliederte Biographie, in der jedes Jahr mit einem vollständigen Werkverzeichnis abgeschlossen wird.

Bereits die Namen jener, die mit Briefen an oder mit Aufzeichnungen über Schoeck zu Wort kommen, spricht für sich: Max Reger, Ferruccio Busoni, Ernest Ansermet, Hermann Hesse, Hermann Scherchen, Elly Ney, Wilhelm Furtwäng-

ler, Arthur Honegger, Ernst Krenek, Philipp Jarnach und James Joyce, um nur die wichtigsten Künstler-Persönlichkeiten zu nennen. Denn zitiert wird etwa auch Hermann Göring, der in einem Brief an Tietjen gegen den „Bockmist“ der Uraufführung von „Schloß Dürande“ an der Berliner Staatsoper wettet, weil der Schluß dieser Oper die Zuschauer aufgerüttelt und ihnen erstaunliche Zeitbezüge aufgedeckt hatte. Das Buch wartet mit einer Fülle von Notenbeispielen, Faksimiles und Abbildungen auf, darunter auch vierfarbige Reproduktionen von Gemälden Othmar Schoecks, die ihrerseits verdeutlichen, daß der Komponist seine Musik häufig unter dem Einfluß optischer Eindrücke gestaltet hat.

Peter P. Pacht



Pipers Enzyklopädie des Musiktheaters Band 1.
(Hg. von Carl Dahlhaus).

Piper Verlag, München 1986,
776 S., über 250, teils farb.
Abb., Leder in Schuber,
Subskriptionspreis 368 DM,
später 428 DM

■ Gelegentlich lesen Musikfreunde auch. Wenn sie im Bereich der Literatur etwas suchen, kann der gute Rat stets lauten: „Schau doch mal im Kindler nach!“ – gemeint ist damit das vielbändige Welt-Literaturlexikon des Kindler-Verlages, in dem sich fast alles findet. Unvergleichbar schlechter war bisher die Sachlage im Bereich nahezu aller Sparten

des musikalischen Theaters: Selbst neuere Opernführer verzeichnen beispielsweise nicht alle Werke Donizettis – Werke, die es aber längst als Live-Mitschnitte auf Schallplatte gibt.

Nun naht, über die Jahre bis 1992 verteilt, die Rettung, denn zur diesjährigen Buchmesse ist der erste rotlederne Band von „Pipers Enzyklopädie des Musiktheaters“ in Zusammenarbeit mit dem Forschungsinstitut für Musiktheater der Universität Bayreuth unter der Leitung von Sieghart Döhring, erschienen. Das ehrgeizige Wissenschafts-Großunternehmen leistet Pionierarbeit. Erstmals sollen alle Gattungen – Oper, Operette, Musical, Ballett – und alle wichtigen Werke des musikalischen Theaters umfassend beschrieben werden. Einer der Anreger war – neben Martin Gregor-Dellin – vor zehn Jahren August Everding als Hamburger Intendant. Verleger Klaus Piper gewann Professor Carl Dahlhaus und das Forschungsinstitut für Musiktheater an der Universität Bayreuth für die Aufgabe. Seit 1976 werden mit über 200 Mitarbeitern aus dreizehn Ländern die Einzelartikel erarbeitet.

Für den auf sechs Lexikavolumen angelegten „Werkteil“ gibt der vorliegende erste Band den Prototyp ab. Von Antonio Abbatis „Dal male il bene“, einem „Dramma musicale“ von 1654, bis zu Donizettis Oper „Marino Faliero“ sind in alphabetischer Reihenfolge eine Fülle von Bühnenwerken aller Sparten dargestellt; auf die verfügbaren Quellen- und Besetzungsangaben folgen ein Abriss der Entstehungsgeschichte und eine Inhaltsangabe. In einer unterschiedlich langen „Kommentar“-Spalte trägt der Autor musik- oder ballettwissenschaftliche Ergebnisse in gut lesbarer Fachsprache vor und ordnet das Werk kritisch ein; dann folgt eine Spalte, die die Wirkungsgeschichte zusammenfaßt, also auf wichtige Aufführungen und herausragende Interpreten eingeht. Am Schluß sind Autograph, Ausgaben und weiterführende Literatur genannt, klein- und großformatige Bilder ergänzen die Textausagen.

Die geplanten sechs Bände können natürlich nicht alle der über 50000 Musiktheaterwerke katalogisieren. Die Auswahl

wird den ein oder anderen Leser sicher nicht befriedigen. Auch die Einstufung „wichtig – unwichtig“ wird problematisch bleiben: Da werden viele Béjart-Choreographien aufgeführt, aber ein 1973 als fundamental und zentral eingeschätztes Opus wie „Nomos Alpha“, mit dem Paolo Bortoluzzi durch ganz Europa gastierte, fehlt. Mit Blick auf die 90er Jahre, in denen das Werk ja Gültigkeit beanspruchen wird, vermute ich zumindest, daß das Ausklammern von Ton- und Video-Aufnahmen sich als Manko erweisen wird.

Trotz dieser kleinen Abstriche, die ja teilweise über den Nachtragsband korrigierbar sind, ist festzuhalten, daß mit Pipers Musiktheater-Enzyklopädie eine neue Ebene der Information über und des Zugriffs auf Werke des musikalischen Theaters erreicht ist. Der Musiktheaterbegriff Felsensteins, die kritischen und herausfordernden Ansätze zeitgenössischen Regietheaters sind verständnisvoll aufgegriffen und eingearbeitet. Der Redaktionsschluß des ersten Bandes im Februar 1986 ermöglichte die Einarbeitung neuerer Aufführungen und Forschungsergebnisse. Der Wissens- und Bewußtseinsstand des Theaterpraktikers wie des Theaterbesuchers, für den das Werk ja auch gedacht ist, kann deutlich angehoben werden. Langfristig wird dies zu einer Weiterentwicklung, fort von „Opas

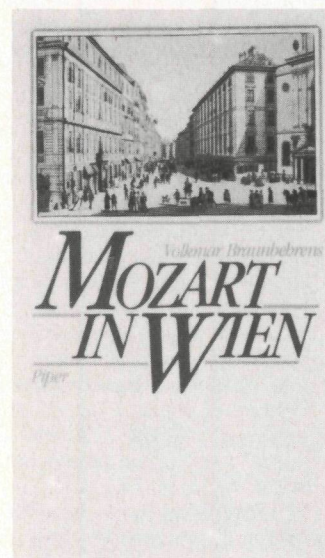


Vom Quatermarkt zum Offenbachplatz – so lautet der Titel von Carl H. Hillers neuem Buch, das im Bachem-Verlag erschienen ist und in dem der Autor die Entwicklung von 400 Jahren Musiktheater in Köln nachzeichnet. Der mit zahlreichen Schwarzweiß-Fotos ausgestattete Band hat 185 Seiten und kostet 29,80 DM.

Oper“, zu einer Repertoireerweiterung und Belebung des Musiktheaters führen.

Bleibt zu hoffen, daß keine unvorhersehbaren Unwägbarkeiten das Erscheinen der sechs Werkteil-Bände bis 1992 und die anschließende Publikation der zwei Sachteilbände 1994 und 1995 hinauszögern.

Wolf-Dieter Peter



Volkmar Braunbehrens:
Mozart in Wien.

Piper Verlag, München 1986,
508 S., 42 Abb., 48 DM.

■ „Amadeus“ – Peter Shaffers Theaterstück und vor allem Milos Formans Film – verhalfen Mozart zu einer neuen Popularitätswelle: Mozart, das musikalische Genie, ist dort ein Primitivling, ein triebbesessener Kind-Mensch. Alle romantischen Mythen, die um sein Leben entstanden sind, von der Armut, der geheimnisvollen Bestellung des Requiems, der Vergiftung, bis zum Armenbegräbnis feiern hier fröhliche Wiederauferstehung. Dieser Rückkehr zum Künstlermythos stellt sich das Buch von Braunbehrens entgegen. Mozart wird hier nicht durch die Brille des 19. oder 20. Jahrhunderts gesehen, die weißen Flecken seiner Biographie – die freilich auch hier nicht beseitigt werden können, weil sich die Quellenlage nicht verändert hat – werden nicht zu Skandalen und Kriminalgeschichten aufgebauscht,

sondern nüchtern und rational erklärt.

Das neue Hilfsmittel, dessen sich Braunbehrens bedient, ist die Methode einer Geschichtsschreibung von unten, vom Alltag her, die bisher in der Musikforschung allzu wenig Beachtung fand. Gewiß erfährt man keine neuen Fakten zu Mozarts Wirken in Wien, aber es spiegelt sich doch in einem anderen Licht. So wird beispielsweise das Leben im Wien des 18. Jahrhunderts nähergebracht: das Straßenbild, die ökonomischen Bedingungen, die Kulturpolitik von Joseph II., das Freimaurerwesen, die Rolle der Aufklärung. Braunbehrens gelingt es, wichtige Aspekte des herkömmlichen Mozart-Bildes zu korrigieren. Wie eng der Kontakt Mozarts zu den aufklärerischen Kreisen in Wien war, wie aktuell seine Opern auf die politische und geistige Situation seiner Zeit reagierten, wie er als Künstler sich ein neues Publikum suchte und (was der Erfolg seiner Opern zeigte) es auch fand – in diesem neuen Buch wird es sachlich beschrieben. Die Rätsel um Mozarts Leben finden eine plausible Erklärung. Mozarts Verarmung wird mit dem allgemeinen wirtschaftlichen Niedergang während des Türkenkriegs und der Krankheit Konstanzes in Zusammenhang gebracht, die Mißerfolge am Schluß seines Lebens mit der veränderten politischen Lage nach dem Tod von Kaiser Joseph II., das sogenannte Armenbegräbnis mit der josephinischen Begräbnisordnung.

Dieses Buch ist nicht nur spannend zu lesen, sondern ein Gewinn für alle, die Mozart – gereinigt von den Mythen der Romantik – aus der Perspektive seiner eigenen Zeit kennenlernen wollen. Mozart wird als ein bewußt und intellektuell auf der Höhe seiner Zeit stehender, wirtschaftlich durchaus erfolgreich und vor allem unabhängig agierender Künstler im aufgeklärten josephinischen Wien vorgestellt. Ein wichtiges Buch, das mehr Beachtung finden sollte! Bedauerlich ist nur, daß Braunbehrens Mozarts Musik ausklammert. Sie aber müßte letztlich im Mittelpunkt stehen.

Franzpete Messmer



FRANZ LISZT: PIANO TOTAL

Mit Cyprien Katsaris (Klavier).
Tontechnik: Ulrich Kraus;
Regie: Hugo Käch.
23. November 1986
ZDF, 23.10 – 0.00 Uhr

■ Nach den gefällig aufgemachten und kaum mehr als pianistisch routiniert entwickelten Liszt-Sendungen mit dem gefragten Medienteam Jean-Pierre Ponnelle und Daniel Barenboim weckte die Ankündigung des ZDF, gegen Ende des Liszt-Jahres 1986 mit Cyprien Katsaris ein 50-Minuten-Kolleg zu senden, einige Neugier. Mit dem 35jährigen Franzosen zyprischer Abstammung hatten die Verantwortlichen einen Interpreten ausgesucht, der wie kein zweiter in den letzten Jahren die Liszt-Diskussion in Bewegung gehalten und punktu-

zur Brille geriet denn auch zum didaktischen Leitmotiv. Und bemüht um Betonung und telegene Mimik, verbreitete Katsaris zwischen seinen pianistischen Aktionen Selbstgefälligkeit, die eher das Abfallprodukt von Verspannung zu sein schien. Aber es ist immer noch angenehmer, wenn der Ausführende sich persönlich zu Wort meldet und nicht – wie wenige Stunden zuvor, als im ARD-Programm über Webers Klaviermusik bald stehend bald sitzend referiert wurde – ein Moderator noch zusätzlich auf Punktejagd geht.

Musik gab es bei Katsaris genug: Liszts Übertragungen von Schuberts „Forelle“ und „Ave Maria“, die „Bénédiction“, „Nuages gris“, „Schlaflos“, „Frage und Antwort“ und am Ende das Finale aus der



Cyprien Katsaris

ell sogar in Gang gebracht hat. Da der Cziffra-Preisträger und blutjunge Brüssel-Finalist des Jahres 1972 nicht nur über taktische Fähigkeiten (etwa im Bereich der Programmplanung und Selbstdarstellung) verfügt, sondern über enorme technische und gedankliche Rücklagen, stand es ihm frei, das Liszt-Repertoire nach allen Seiten und bis in die tabuisierten Winkel der großen Beethoven-Transkriptionen zu erforschen.

Der Film lief nicht ohne Ecken und Holprigkeiten ab, ein Umstand, der wohl weniger auf die Unzulänglichkeit des Regisseurs Hugo Käch zurückzuführen war als auf den Ehrgeiz des Interpreten, den höchstwahrscheinlich in französischer Sprache selbst verfaßten Einführungstext auf deutsch vorzutragen bzw. zu verlesen. Der Griff

„Eroica“ von Beethoven. Jeder, der Katsaris bis jetzt noch nicht im Konzertsaal erleben konnte, hatte hier reichlich Gelegenheit – und im allgemeinen zeigte Käch auch die Hände und nicht nur das von der Haartracht her eindeutig mit Beethoven sympathisierende Künstlerhaupt – die fabelhafte Trick- und Illusionstechnik des ebenso locker wie feurig gestaltenden Katsaris zu bewundern. Im Hintergrund waren die jeweils von Liszt bearbeiteten Komponisten abgebildet – die einzige optische „Fußnote“ im Rahmen eines bildlich eher asketischen Unternehmens, das in den besten Momenten Liszts Initialleistungen und die überragende Übersetzungskunst des Musikers als einander bedingende Qualitäten vor Augen und Ohren führte.

Peter Cossé